

ZBUCENSCHRIFTUM

Name: K O P F , Hermann Dr.	ZS Nr. 2485	Bd.	Vermerk:
katalogisiert Seite: Sachkatalog: Widerstand II - 2.04	Personen: Kopf, Hermann Quecke, Hans		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

## H A N S   Q U E C K E in Memoriam.

Am Nachmittag eines Frühlingssonntags des Jahres 1920 bewegte sich in kleinen Gruppen ein Zug munterer Studenten auf dem Fußweg, der von Günterstal, dem von zwei bewaldeten Bergzügen eingeschlossenen Vorort Freiburgs, nach der Erholungsstätte Friedrichshof durch Wald und Wiesen führt. Neben einem schlanken Burschen, der, wie die übrigen Teilnehmer, die violett-gold-rote Mütze der Verbindung Herzynia trug, schritt in lebhaftem Gespräch ein brillanter Zivilist mit einem abgetragenen Filzhut. Dieser, ein Konkneipant, der sozusagen nur mit einem Bein im Kreise des Bundes stand, war ich, mein Begleiter hiess Hans Quecke, und ich wußte in dieser Geburtsstunde unserer Lebensfreundschaft nicht viel mehr von ihm, als daß er Rheinländer war, der Stadt Duisburg entstammte, der Älteste Bruder zahlreicher Geschwister war und gleich mir sich anschickte, neben den Dargebungen des Lebens, das noch verlockend und unentschleiert vor uns lag, die Rechte zu studieren. Aber noch befanden wir uns beide in den Vorhöfen des Rechtsgebäudes, das uns damals weniger als ein Tempel der Justitia, sondern mehr als das Labyrinth des Minos erschien, und noch wollten wir beide in vollen Zügen die freie Himmelsluft trinken, in der sich gleich Ätherwellen die Ströme der Gedanken, grenzenlos und schweifend, sich überschneidend, sich kreuzend und sich durchdringend, bewegten, bevor wir durch enge, dunkle und unwegsame Gänge uns unserm eigentlichen Berufsziel nähern sollten. Auf diesem Vorfeld des fachlichen Studiums begegneten wir uns. Noch hatten wir wenig erlebt von dem, was den Jüngling zum Manne reifen läßt, vieles hatten wir gelesen, manches verstanden, manches missverstanden, und die Welt der Bücher war uns wirklicher als das Buch des Lebens. Beide vermochten wir die Töne des Echos, das Bücher, Vorträge und Theater in uns hervorriefen, leidlich auszudrücken, Hans mit jener Gabe der vereinfachenden Schau und der zusammenfassenden Formulierung, die meinem Klarheitsbedürfnis entsprach und meinen Schönheitssinn entzückte. Am Spätnachmittag führte ich ihn in das Haus meiner Eltern in der Bahnhofstrasse, der Abend vereinte uns im Theater. So ward unsere Freundschaft geschlossen gleich der Liebe auf den ersten Blick.

Hans wohnte in einem Dachzimmer des Herzynenhauses an der Mercystrasse. Der unruhvolle Betrieb des Hauses, dem Kommen und Gehen eines Taubenschlags nicht unähnlich, machte vor seiner hochgelegenen Bude nicht Halt. Oft beklagte er diese Unruhe, und doch bedurfte keiner ihrer mehr als er, denn die Bewegtheit der Welt, die ihn umgab, bedeutete für ihn zugleich die unablässige Bewegung des Geistes. Immer bedurfte er der Anregungen, lebhafter lebendiger Ansprache oder der lauschenden Zuhörer, um ganz er selbst zu sein. Daß er inmitten fortgesetzter Störungen, wechselnder Begegnungen und des nie aussetzenden Andrangs von Lärm und Geräusch doch noch Kraft und Zeit zum Studium, ja zum ernstlichen Anpacken des in den Vorlesungen Dargebotenen fand, ja viel früher als ich zu einer Erfassung von Literatur, Kunst und jeder Art dilettantisch betrie-

bener Geisteswissenschaft lustwandelte, erschien mir wunderbar genug, aber seine eigene Schwerkraft liess ihn beharren, wenn der Reigen wechselnder Eindrücke und gleitender Gestalten ihn umflatterte. Früher als ich stiess er zum Herzstück unserer Wissenschaft vor, des alten buckligen Geheimrats Lenel Vorlesungen fesselten ihn und regten ihn zur geistigen Mitarbeit an, während ich selbst sie nur als eine lästige Füllung des Vormittags zwischen den Stunden, in denen ich die süssen Beeren meiner Liebhabereien naschte, empfand. Aus der Sprödigkeit der juristischen Vorlesungen spürte er, der dem Leben näher stand als ich, frühzeitig den Bezug zum Leben heraus, gleichzeitig aber auch empfand er die Schönheit der in Begriffen und Sätzen rechtlich geordneten Welt. So besass er in weit stärkerem Masse als ich die anima naturaliter juridica, während ich selbst ein spätberufener und lässiger Jünger des Rechtes werden sollte. Bei ihm aber beherrschte die juristische Methode der klaren Erfassung der Tatbestandsmerkmale, der Scheidung des rechtlich Erheblichen vom Unerheblichen sein ganzes Denken, so wie Henry Beyle an der Lektüre des Code civil den Griffel seines Geistes schliff, bevor er das Gerüst seiner Romanfiguren mit Fleisch und Blut umgab und ihnen den heissen Odem seiner Seele einblies, so war Hansens Erzählungskunst die künstlerische Gestaltung des vom Juristen erfassten, gewogenen oder konstruierten Tatbestandes. Ob er von tatsächlichen oder erfundenen Erlebnissen sprach, von den Werken der Dichter, von den Maximen der Denker, von der Lockung und Unruhe, die Frauen in das Leben des Mannes zu bringen pflegen, von Rausch und Reue menschlicher Versuchung oder vom majestätischen Ernst der letzten Dinge, immer war seine Diktion klar, kurz, bündig, und wenn nicht überzeugend, so doch bestechend durch die scheinbare Schlüssigkeit der Argumente und die Abwägung des Vermeintlichen vom Wahren, wie sie dem echten Juristen geziemt. Diese Art zu erkennen, zu denken und das Erkannte oder Vorgestellte in treffsichere Sätze zu prägen, war ihm eigen seit den Tagen unserer ersten Bekanntschaft, er war Jurist in der Erfassung der Wesenszüge, Künstler in ihrer Darstellung, und diese angeborene Meisterschaft des Denkens und der Rede war es, die mich als Zuhörer bestrickte und bezauberte, auch wenn meinem kritischen Verstand die Schwächen seiner Beweisführung nicht entgingen. Immer aber berichtigte er die Schlüsse seines Gedankenablaufs an den Tatsachen des Lebens selbst, und er mischte das Gebotene mit jener Dosis von Selbstironie, die seine Irrtümer noch als liebenswürdig und seine Fehlschlüsse noch als fruchtbar erscheinen liessen.

Es scheint ein vergebliches Bemühen zu sein, die Bilder jenes Treibens noch einmal zu beschwören, das im Herzynenhaus, dem Haus auf dem Hügel, sich tagsüber und nächtlicherweile abspielte. Wieviele der lebenssprühenden Freunde von einst sind längst in das dunkle Reich der Schatten hinabgestiegen. Wer denkt noch jener durchwachten und durchzechten Nächte, jener Konvente, in denen jugendliche Redekunst sich erstmals in der Dialektik des Geistes

versuchte, nicht gerade um des Geistes, sondern um mehr irdischer Dinge willen, jener Konvente, deren uralter Ritus die Lebendigen mit der alten Burschenherrlichkeit der längst ins Grab Gestiegenen verband, wer denkt jener Burschungskneipen, bei denen die Füchse rittlings sitzend auf Stühlen den Saal durchpolterten und die Stuhlbeine im Takt rythmisch auf den Boden heruntersausen liessen, während unser Finanz- und Kassenwart, der alte Herr Kölblle missbilligend zusah, wie die festgefügtten Stühle durch diese Malträtierung aus Leim und Fugen zu gehen drohten. Wer denkt noch jenes nächtlichen Blicks von den oberen Stockwerken des hellerleuchteten Hauses auf die im Mondschein hingestreckte, längst schlafende und bald schon erwachende Stadt?

Aber nicht nur der Feste und Feiern der Lebenden sei gedacht, auch den Toten blieb ihr Platz in unserer Gemeinschaft. Darum stand ihr Sitz leer, wenn sich Füchse, Burschen und alte Herren in abendlicher Stunde zur Trauerkneipe vereinigten. Dann belebten sich noch einmal im gesprochenen und geformten Wort Gedächtnis und Werk des Entschlafenen, wie ein prasselndes Feuerwerk rauschten noch einmal dahin Sturm und Drang des Jünglings, Liebeswerbung und Erfüllung, heisses Bemühen der Mannesjahre mit Kämpfen und Niederlagen und des Alters schmerzlich stiller Verzicht, bis Licht um Licht erlosch, das geleerte Glas des Toten klirrend am Boden zersprang und ein Trauergast nach dem andern in die Nachthinaus-schritt, vielleicht mit der stummen Frage auf den Lippen: Wer sind die Kommenden, die Hüter der heiligen Flamme, die Wächter an unserem Grab, aus deren Herz und Mund einst unseren Namen die Totenklage zuteil wird?

In dieser Umgebung verbrachte Hans Quecke seine Freiburger Lehrjahre. In der Verbindung vereinigten sich Rheinländer und Westfalen mit Badenern, aber jene bestimmten nicht so sehr durch ihre Anzahl als durch Temperament und hergebrachte Lebensform den gesellschaftlichen Stil des Verbindungslebens. Hans und ich schlossen uns einem engeren Freundeskreis an, der gelegentlich zum Klüngel auszuarten und das Gefüge der Verbindung zu stören drohte. Da war der Sauerländer Caspar Gierse, der Neffe des Paderborner Generalvikars, der später Hans' Schwager werden sollte, unbestechlich in Ernst und Grundsätzen. Da war der Duisburger Schmidt-Fehling, ein mathematischer Kopf von lebhaftem Geist, der früh heiratete, sich habilitierte und unseren Blicken für immer entschwand, und als Bindeglied der zahlreichen Leibfamilie unser gemeinsamer Leibbursch Julius Dorneich, Der Rheinländer Luckenbach war unser Fuchsmajor, in der Gravität seiner Herrscherallüren kündigte sich die kommende Unnachtung an, der er allzu bald verfallen sollte.

Die Ehre der Chargen ward Hans nicht zuteil, er war ein Separatist des Geistes. Er verwaltete die Bibliothek und war ihr erster, vielleicht ihr einziger Benutzer. Das Mädchen, das er verehrte, heiratete einen andern. Er fand dies in der Ordnung, denn noch war

er weit davon entfernt, sich für einen erfolgreichen oder gar unwiderstehlichen Herzensbrecher zu halten. Noch lag es ihm fern, seine Wirkung auf Frauen zu erproben, jene Versuchung, der er später so gern und mit wechselndem Erfolg immer wieder erlag, so wie die Mücke immer wieder in den Lichtkreis der sengenden Flamme sich vorwagt. Doch war es wohl in der Freiburger Zeit, daß die Frau zum ersten Mal in sein Leben trat, die ihn nach seiner eigenen Meinung besser verstand, als alle Frauen der Erde ihn hätten verstehen können, und die berufen ward, seine Gefährtin zu sein, weil sie ihn als Ganzes nahm und nicht als die Häufung seiner Vorzüge und Schwächen.

Von Semester zu Semester verschob Hans seinen Abgang von Freiburg, er war dieser Stadt verfallen. Endlich ging er nach Marburg, "um zu arbeiten". Gute Vorsätze gehörten nun einmal zu den richtungweisenden Selbsttäuschungen seines Lebens. Dort hörte er den alten, schon sagenhaften Enneccerus, den Verfasser eines Lehrbuchs des bürgerlichen Rechts. Als ich im Jahre 1923 nach dem Rathenaumord als Vertreter einer Gruppe republikanischer Studenten in anderen Hochschulstädten Anschluss mit Gleichgesinnten suchte, traf ich mich mit Hans in Marburg. Er begleitete mich auf meinem Rundgang bei den Professoren der theologischen evangelischen Fakultät, bei Martin Kade und bei Otto, dem Verfasser des Buches "Das Heilige". Der greise Philosoph Natorp versprach uns einen Aufsatz zu schicken, er hielt auch sein Wort. Es war <sup>von</sup> uns mehr als unbescheiden, in die Werkstätten dieser Leuchten ihrer Wissenschaft hausfriedensbrecherisch einzudringen und zu versuchen, sie auf die wenigen und einfach-groben politischen Formeln festzulegen, aus denen mein geistiges Rüstzeug bestand. Und doch glaubten wir, der Wahrheit näher zu kommen, wenn wir ihren Kündern und Bekennern als zugleich aufgeschlossene und fordernde Jünger entgegentraten.

Hans hat in Marburg sich in Selbstbescheidung auf sein fachliches Studium zurückgezogen, während ich, der Gefahr ausgesetzt, als ewiger Student zu verbummeln, mich noch immer in den Vorhöfen der allgemeinen Bildung und des politischen Globetrottertums bewegte. Trotzdem mögen wir zu ungefähr gleicher Zeit den Engpass der Examina passiert haben. In Berlin trafen wir uns als Referendare und später als Assessoren wieder. Hans verwaltete das damals neu aufgebaute Luftfahrtreferat im preussischen Wirtschaftsministerium (unweit des Leipzigerplatzes). Mein Vater hatte mir zu seinem großen Leide nicht gestattet, ein Semester in Berlin zu verbringen. Diese wohl kurzsichtige Weigerung zeitigte allzu kostspielige Folgen: Berlin, diese Stadt der vielen unausgekosteten Möglichkeiten, blieb jahrelang das Ziel meiner provinziellen Sehnsucht. Immer wieder boten sich mir Anlässe zu kurzen Reisen in die Reichshauptstadt, wie ein rasender Reporter durchkostete ich die großstädtische Speisekarte der Theater, Vorträge und sonstigen Darbietungen. Hans, den ich nie aufzusuchen vergaß, belächelte mein irres kleinbürgerliches Treiben. Aber auch Berge von Akten, die seine Pulte bedeck-

ten, hinderten ihn nicht, mit mir ein Krebsgericht bei Kranzler oder die Tasse Mokka im benachbarten Café einzunehmen. Um seine Arbeitsbereitschaft zu erhalten, bedurfte er eines gewissen Maßes von Zerstreuung. Seine Arbeitsweise erschien mir rätselhaft und unheimlich, selten sah ich ihn beim Aktenstudium, öfters pflegte er zu telefonieren und zu konferieren, ja es schien mir, als arbeite er so, wie der Geist manches Schlafenden rastlos weiterzuarbeiten pflegt und Aufgaben mühelos und geheimnisvoll bewältigt, die dem wachen Bewußtsein allzu harte Nüsse zu knacken gegeben hätten. Vielleicht arbeitete er auch, wie Kinder durch Lottospiel Sprachen erlernen sollen, mühelos und ohne den Schweiß des Fröhners. Und doch arbeitete er mit innerer Leidenschaft, sein aktiver und stets gespannter Geist zog das Wesentliche heran und heraus, sein formendes Bewußtsein schuf im Dickicht verschlungener Beziehungen Ordnung und Klarheit. Gespräch und Diskussion förderten ihn mehr als Aktenstudium und Vertiefung in Bücher; keine Häufung von Störungen vermochte seiner Konzentration Abbruch zu tun, ja die Unruhe eines überlaufenen Büros, die Häufung der Telefonanrufe, die Vielzahl der Besucher, das Unvorhergesehene und Unberechenbare war sein wahres Lebenselement. Wenn ich zauderte, handelte er, wenn ich überlegte, war er entschlossen, wenn ich plante, improvisierte er. Der Gunst des Augenblicks verdankte er seine Entschlüsse. Dass diese blitzschnellen und überraschenden Eingebungen sich nachträglich meist als richtig und sachgemäß erwiesen, war das Gnadengeschenk seiner Begabung.

Seine Tätigkeit in Luftfahrtangelegenheiten erlaubte es Hans, der Mäzen seiner Freunde zu sein, wenn es sich um die Beschaffung von Freikarten für die Fahrten der Lufthansa handelte. So kam auch ich, von Natur vorsichtig und dem prickelnden Reiz des Wagnisses abgeneigt, zum Fliegen. Zweimal kehrte ich dank seiner Protektion im Flugzeug von Berlin nach Freiburg zurück, einmal flog ich über Travemünde und die Inseln, die wie großblättrige Wasserpflanzen auf der Ostsee zu schwimmen schienen, nach Kopenhagen. Hans selbst benützte auf vielen und weiten Dienstreisen in alle Winkel Europas das Flugzeug. Nach seinem eigenen Zeugnis war er nicht gänzlich frei von Angst, aber sein angeborener Mut überwog die aufkommenden Angstgefühle. Für jede kritische Situation hatte er seinen passenden Leibspruch, den Werken der Dichter oder den Maximen der Denker entnommen, und er wandte ihn an wie einer, der gläubig sein Amulett verehrt und zugleich seinen kindlichen frommen Glauben als sein eigener advocatus diaboli belächelt und verspottet. So waren seine Kern- und Merksprüche zugleich Selbstermutigungen oder moralisierende Rechtfertigungen liebgewordener Untugenden und zugleich lächelnd resignierende Einsichten in die Weite und Tiefe der Kluft zwischen dem Ideal und dem Leben. Sp sprach er in Augenblicken der Gefahr sich selbst Mut zu, und er hatte Mut. Seine "moralischen" Sentenzen aber adelten die Freuden der Tafel und des Bacchus nicht mit dem Mäntelchen der Moral, wohl aber mit dem Funken des Geistes,

sie gaben den Zufälligkeiten seiner Erlebnisse die tiefere und allgemein menschliche Bedeutung.

Bei einer meiner Berliner Besuche lud Hans mich zu einem Flug auf die Wasserkuppe ein, wo er ein Segelsportlager zu besichtigen wünschte. Das Wetter war dem Vorhaben feindlich. Durch Nebelschwaden und Regen führte unser Flug vom Flugplatz Tempelhof nach Halle. Eine schwere schwarze, unheimliche Wolkenschicht rollte von Süden wie ein drohendes Ungeheuer heran. Der Flugzeugführer, ein erprobter Pilot des preussischen Wirtschaftsministeriums, ließ in jähem Sturzflug sein Flugzeug heruntersausen. Ich sah, wie wir uns in rasender Geschwindigkeit einer Hochspannungsleitung näherten, wie vier vor einen Wagen gespannte Pferde scheuten und zum Entsetzen des Führers davongaloppierten. Dann fing der Flugzeug sich auf. Hans und ich sprachen kein Wort, das Ende schien nah, wenn auch nur für Sekunden. Später hat er mir oft geschildert, wie die Anzeichen der Furcht mein Äusseres verändert hätten. Ich wäre in diesem kritischen Augenblick nicht fähig gewesen, ihn zu beobachten, aber ich glaube sehr wohl, daß er diese Fähigkeit mir gegenüber besass und anwendete.

In Erfurt mußten wir notlanden. Trotz des Abratens des Piloten versuchten wir den Durchstoss zur Wasserkuppe. Über dem Thüringer Wald gerieten wir erneut in dichten Nebel, wir kreisten in geringer Höhe über der Talmulde von Friedrichroda und gaben dann den Versuch auf. Unheimlich war mir, wie wir bei anbrechender Nacht die über Berlin lagernde Nebelschicht durchstießen und auf dem Flughafen Tempelhof glatt landeten. Meine fliegerischen Erfahrungen schloss dieses Erlebnis ab, für Hans war es ein Ansporn zu neuen.

Hans reiste mit innerer Leidenschaft. Er sah Europa aus der Vogelperspektive des Fluggastes: die von der Sonne verbrannten Ebenen Spaniens und die Schneeegipfel der Sierra Nevada, die Schluchten des Olympos und die Ölbaumhaine Attikas. Im Flugzeug reiste er mühelos, der Schwere enthoben wie im Zaubermantel der Phantasie, die Welt lag offen unter ihm wie ein aufgeschlagenes Buch. Er liebte die Ortsveränderungen, den Szenenwechsel der Landschaft, die Begegnung mit neuen und die Wiederbegegnung mit alten Bekannten. Er verband auf seinen Reisen Dienst mit Neigung, Pflicht mit Genuß. Den gröberen Strapazen der reisenden Kärner abhold, liebte er den Komfort, auf den seine amtliche Stellung ihm Anspruch gab, die dann doch unvermeidbaren Unbequemlichkeiten nahm er gern in Kauf. Seine Ausblicke auf Europa waren allerdings nur beschränkter Art. Es gab eine gastronomische Landkarte Frankreichs, eine solche von Europa trug Hans im Kopf. Zugleich gourmand und gourmet suchte und fand er die Freuden der Tafel in allen Hauptstädten der unvereinigten Staaten Europas. Noch erinnere ich mich unseres Sonntagsausflugs nach Colmar. Wir standen vor dem Grünewaldaltar. Dann gingen wir zum Essen ins Kopfhäus. Nach einem echten Benediktiner verlangte Hans eine Henry Clay, er explizierte uns die unübertreff-

liche Güte dieser echtsten aller Havannas. Er sonnte sich in seinem Kennertum, war von uns armen Landmäusen hatte je von Herrn Henry Clay und seiner Weltmarke etwas gehört? Aber die Wirklichkeit holte Hansens Phantasie ein: die Henry Clay gab es wirklich und der Kellner brachte sie. Sie kostete das Fünffache einer guten Zigarre und raucht sich nicht länger als sie.

Hans liebte gutes Essen, würzige Weine, starke Schnäpse und schwere Zigarren. Er glich darin den schmausenden und zechenden Holländern, seinen niederdeutschen Landsleuten, auf den Breughelschen Bildern. Aber während andere unter der Last von Speise und Trank die Segel strichen, geriet er bei solchem Anlass erst richtig in Fahrt. Und das unterschied seinen heiteren und sinnenfrohen Lebensgenuss von dem seiner meisten Kumpanen: Während sie im Genuss sich erschöpften, entzündete bei ihm sich der Geist. Dazu bedurfte er seines Publikums, und wie hätte er der Zauberer, es nicht finden sollen. Wie liebte er die verrauchten, getäfelten Weinstuben Freiburgs, den Falken mit den Radierungen und Widmungen Hans Thomas oder Oberkirchs Weinstube zu Füßen des Münsters. Seine unverwüstliche Natur ertrug jede Art von Entbehrung und Ausschweifung, nur nicht die Einsamkeit.

Denn die Zwiesprache mit sich selbst war Hans unbekannt, ja es schien mir, als ob er mit zunehmendem Alter immer mehr seine eigene Gesellschaft fürchte. Der rheinländische Anteil seines Wesens (blutmässig war er wohl eine Mischung von Rheinländer, Niederdeutschem und Westfalen) drängte zur Geselligkeit, sein Erzähltrieb und seine sprühende Lebendigkeit verlangten ihre Zuhörer, aber zugleich bemächtigte sich seiner in immer steigendem Maße die Unruhe der Großstadt, die Betriebsamkeit seines Tagewerks und das beflügelte Tempo, in dem der Wagen des Staates jenem Abgrund entgegenraste, in dem er elend zerschellen sollte. Seine gesunde und unverwüstliche Vitalität steigerte sich so zum perpetuum mobile der wachen und stets reizhungrigen Nerven. Nachträglich scheint es, als habe die kurze Lebensspanne, die ihm vergönnt war, den Ablauf seiner Lebensuhr beschleunigt und ihn zu immer neuen Abenteuern des Herzens und der Sinne getrieben. Immer war sein Leben eine Entdeckungsfahrt nach neuen unbekanntem Küsten, ein Milieu von Begegnung zu Begegnung, von Reiz zu Reiz, ein immer neues Erproben der Kräfte an immer neuen Aufgaben, ein immer wiederholtes Spiel mit der lockenden Versuchung, die den Mann treibt, seine Wirkung auf Frauen zu erproben. Auf den langen Autofahrten, die ihn während der letzten Kriegsjahre, immer bedroht von Jaboangriffen, kreuz und quer durch Deutschland führten, war der rasche Wechsel der Landschaft der stumme Begleiter seiner unersättlichen Seele, hatte er doch das Fliegen trotz der Besorgnisse des Familienvaters um die Sicherheit seines Lebens nicht zuletzt deshalb geliebt, weil immer neue Ausblicke den verlangenden Augen sich eröffneten. An den Abenden, die er in Freiburgs Weinstuben, in den zahllosen Herbergen seiner unermüdlichen Wanderschaft oder als Strohwitwer in seiner Schlachten-seer Wohnung verbrachte, bedurfte er der Gesellschaft, die ihr Ohr

leicht, so sehr wie des Weines, der die Zunge lockert, nicht nur des einen oder andern Freundes, der im stillbedächtiger Überlegung Meinung mit Meinung tauscht, sondern der fröhlichen oder beschwingten Runde, deren unablässige Bewegtheit die Stille des Herzens übertönt, seine Tiefen und Untiefen mit dem Dunst des Weines und Tabaks umnebelt und durch den Eifer der Gesprächsführung weder Raum noch Zeit läßt, jene schöpferische Leere zu empfinden, die uns dem Weh der Welt zugänglich macht und die Abgründe unseres Seins fühlen läßt. So war sein Herz unruhig bis zu jenem Tag, der der letzte seines unruhigen Lebens sein sollte, und Gott hat es gut mit ihm gemeint, als er ihn zwang, jene kurzen und doch so langen Stunden zwischen Festnahme und Genickschuß fern von andern Menschen zu verbringen, mit sich selbst allein und zum ersten Mal nach so langer Zeit und zugleich zum letzten Mal im Angesicht der Ewigkeit. So waren jene letzten Stunden erzwungener Einsamkeit die letzte Wohltat göttlicher Gnade, die ihm, dem unruhigen von Lebensdurst und Tatendrang getriebenen Abenteurer mit dem heißen Herzen gewährt wurde.

Seinen Freunden war Hans ein Freund. Seine Hilfsbereitschaft war tätig, schnell und zupackend. Seine äußere Stellung als Ministerialrat im Reichswirtschaftsministerium, das Netz von Beziehungen, das ihn mit vielen Menschen von Einfluss und Bedeutung verband, gaben ihm Mittel zu helfen, wo keine Hilfe mehr zu erwarten war. Aber der Erfolg seiner Hilfeleistung war der Stärke und Entschiedenheit des Einsatzes zu verdanken, mit denen er sich für die Anliegen seiner Schützlinge verwandte. Als mir im Juli 1942 die Einberufung zur Wehrmacht drohte, war es Hans, der durch seine warme Empfehlung mir eine Tätigkeit beim Landratsamt Saarbrücken vermittelte. Würdigen und Unwürdigen, Dankbaren und Undankbaren hat er Leben, Ehre und Vermögen gerettet. Er half mit Nachdruck und Zivilcourage, aber doch nicht ohne Vorsicht. Ein Eintreten für Maria G., die wegen Hochverrats verurteilt, im Zuchthaus "Waldfriede" und im Lager Ravensbrück zehn Jahre ihres Lebens verbrachte bis zu ihrem bitteren und frühen Ende, lehnte er ebenso ab wie das Ansinnen des Präsidenten des Caritasverbandes, seine Organisation zu einer privilegierten Einrichtung der Wohlfahrtspflege zu erklären. Aber auf seinen Reisen nach Böhmen und Österreich versäumte er nicht, in den Trüdelgeschäften, sich nach alten Andachtsbildern umzusehen, die er mir, dem leidenschaftlichen Sammler, zugehört hatte. Und er tat dies mit Erfolg und Sachkenntnis, während alle meine Mühen, seiner Sammlung von Schraubtalern ein neues Stück beizusteuern erfolglos blieben. Seine Hand war glücklich, dann auch wenn er seinem Glück mißtraute, schien er zum Glück geboren zu sein.

Hans liebte Bücher, wenn sie ihm etwas zu sagen hatten. Wie Plinius sich auf seinen Reisen von seinem Leibsklaven vorlesen ließ, führte er stets in seiner von Akten geschwellten Mappe das Buch seiner Wahl mit. Er besaß Geschmack und Urteilskraft, und sein gutes Gedächtnis verleibte sich die Sentenzen der Lieblings-

Autoren ein, mit denen der Weg seiner guten Vorsätze zur Hölle sich am besten pflastern liess. Stets war ihm der Denkspruch zur Hand, der sein Abschweifen von der Bahn der Tugend entschuldigte, ja rechtfertigte. So vollzog sich sein Handeln und sein Irren stets im Lichtkegel einer allgemeineren und ehrwürdigen Menschheitserfahrung. Und wenn er die Worte der Dichter und Denker in mancher fatalen Lebenslage zurechtbog oder mißbrauchte, so tat er dies mit der Nachsicht des lächelnden Philosophen und nicht ohne die Anmut eines lebenswürdigen Aphoristen des ancien régime. Ausser Schraubtalern, den Amuletten des Glücks, sammelte Hans Tassen Meissner Porzellans, aber nur einer bestimmten frühen Zeit und Beschaffenheit. Mit Stolz zeigte er seinen Gästen diese grazilen Geschöpfe, in deren feingliedrigen Bau die bizarren Einfälle des Rokoko zu Porzellan geronnen waren. Er gehörte zu jenen Sammlern, die lieber ihre Lieblingsgegenstände der Gefahr der Vernichtung aussetzen, als sich von ihnen zu trennen. Wie Kinder ihre Spielzeuge nicht aus der Hand geben, so hielt er fest an den küsseren Gütern des Lebens, an Wohnung und Wohnlichkeit, am Komfort des Reisens und an der Freiheit zur Verschwendung. Seine persönlichen Ausgaben verschlangen den größten Teil seiner reichlich strömenden Einnahmen. Ein Glück, daß eine verstehende Frau mit dem bescheidenen Rest, der ihr blieb, zu haushalten verstand. Ihm aber war die königliche Lust, Geld mit vollen Händen auszuwerfen, notwendig wie die Luft zum Atmen. Die Fähigkeit, sich ohne Rücksicht auf Geld der Lebensgüter zu bemächtigen, sich der Gastmähler des Trimalchio zur Pflege jener Tischgespräche zu bedienen, die keiner aufgezeichnet hat und deren achtlos verstreute Brosamen doch des Aufhebens wert waren, gaben ihm jenen Auftrieb und Schwung, die das Geheimnis seines Erfolges in sich bargen.

Gegenüber dem, was er war, und der Art, wie er sich gab, erschienen die äußeren Stadien seines Lebensweges vom preussischen Regierungsassessor zum großdeutschen Ministerialrat nicht der Aufzeichnung wert. Es war eine rasche, vielleicht aussergewöhnliche Karriere, aber doch nur eine solche. In allen Verwandlungen von Stellung und Einfluss blieb er sich gleich, so wie er seine Treue seinen alten Freunden bewahrte. Ohne Befangenheit und Menschen-scheu verkehrte er mit Ministern, Gauleitern und Generälen, er schmeichelte und liebedienerte nicht und sprach seine Wahrheiten lieber in zugespitzter und verdichteter als in abgestumpfter und verwaschener Form aus. Seine Sätze glichen in ihrer durchsichtigen Klarheit den scharfkantigen Bildungen der Kristalle. Mit den Jahren wurde sein Ton herrischer, seine Haltung entschiedener, doch die Art seines Ausdrucks blieb lebenswürdig und gefällig. Das Menschliche war bei ihm stets stärker als das Beamtenmässige. Und wenn er ein Beamter war, so glich er jenen chinesischen Mandarinen, die das Bildungsgut ihrer Klassiker sich angeeignet und die sieben mal sieben Prüfungen der Weisheit durchschritten zu haben, jener Weisheit, deren Liebhaber und Verächter er zugleich war.

Im September 1944 sah ich Hans zum letzten Mal in Saarbrücken. An einem Sonntagmorgen, dessen herbstliche Ruhe durch Fliegeralarm und Motorengeräusch unschön gestört wurde, fuhren wir in seinem Wagen nach Ensheim bei Saarlautern, um seine Jungen Hänschen und Benedikt, die beim Bau von Panzergräben eingesetzt waren, aufzusuchen. Wir trafen sie am Rande eines Waldes auf der rechten Saarseite inmitten einer geschäftigen Menge gleichaltriger Hitlerjungen. Die ausgehungerten Burschen wurden im Ratskeller von Saarlautern aufgefüttert und die Erfahrungen von Vater und Söhnen kameradschaftlich ausgetauscht. Nach einstündigem Beisammensein vollzog sich der Abschied, unsentimental, gleichsam nach alt-preussischer Sitte. Am Nachmittag war ich in der im Saarbrückener Schloß gelegenen Dienstwohnung meines Chefs, des Landrats Dr. K., Zeuge einer Besprechung, die Hans leitete. Er führte aus, daß im Falle inner Besetzung das Wirtschaftsleben möglichst ungestört weitergehen solle und die massgebenden Männer der Wirtschaft ihre Posten nicht verlassen dürften. Bei Kaffee, Wein und Zigarren, zwischen Abschweifungen und auf Umwegen, gewürzt von Anekdoten und Bonmots unterbrochen von Rückblicken und Ausblicken, vollzog sich die Erörterung. Dies war der Stil seiner Verhandlung. In den labyrinthischen Gängen seiner Improvisationen und Einfälle verlor er nie den roten Faden seines Themas. Später als wir mit K. allein waren, berichtete er über die Ereignisse des 20. Juli 1944, dessen Ablauf er nicht ohne eigene Gefährdung in Breslau miterlebt hatte und in dessen Vorbereitung und Durchführung manche seiner Bekannten verwickelt waren: er sprach von ihren Prozessen, von ihrem mutigen Verhalten vor den Schranken des Gerichts und von ihrem tapferen Sterben. Er sprach, wie Tukydikos die Bürgerkriege der griechischen Kleinstaaten beschreibt, der Härte der Tatsachen bewußt, voller Ehrfurcht vor der Unabwendbarkeit der Schicksalsfügungen und ihrem dunklen und geheimen Sinn, mit ruhiger Sachlichkeit, aber zugleich mit verhaltener Glut. Es war, als könne das Grausige und Grausame der barbarischen Zeit seine innere Ruhe nicht mehr erschüttern, so wie die olympischen Götter über dem Leid und Wehe des Menschengeschlechts unbewegt und lächelnd thronen. Hans und ich wußten, daß das Ende des Krieges mit Schrecken bevorstehe, daß die Tage der Tyrannis gezählt seien. Bereit zu jeder Art des Untergangs ahnten wir doch nicht, daß in wenigen Wochen mir meine Lieben, er den Seinen durch die Dämonen des Krieges entrissen werden sollten.

Am 16. Dezember 1944, dem Tage nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus Sulzbach, traf beim Landratsamt Saarbrücken in Friedrichstal ein Funkepruch von Hans ein. Er enthielt drei Worte: "Familie Kopf tot". Dies war mit sein letztes Lebenszeichen und sein letzter Liebesdienst.

Am 23. März 1945 traf ich auf der Fahrt von Freiburg, wo ich 10 Wochen lang die Totenwache an den Gräbern meiner Lieben gehal-

ten hatte, auf der Karlshöhe im Spessart ein. Dort hielten sich Frau, Kinder und Eltern von Hans seit längerer Zeit auf. Hänschen und Benedikt geleiteten mich durch die schier endlose Allee hochstämmiger Buchen nach dem inmitten ausgedehnten Waldungen gelegenen Jagdhaus des Fürsten Löwenstein. Am Tage zuvor hatte Hans kurze Zeit hier gewilt, wir hatten uns verfehlt, für immer in diesem Leben. Auf einer kleinen Waldlichtung, von mächtigen Laubbäumen rings umgeben, erhebt sich am Ende der langen Allee ein schlichter zwei-stöckiger Bau aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, halb ver-wünschenes Schloß, halb klassizistisches Jagdhaus. Zu beiden Seiten des Gebäudes lehnen sich einstöckige Anbauten an, die je einen Saal enthalten. Vom Augsburger Riedinger gestochene Jagdszenen, Hirsch-geweih, von fünf Generationen Löwensteinischer Jagdherren erlegt, mächtige Hauer von Wildschweinen, in Gipsplatten eingedrückte Wildfährten schmückten die Wände. Hier war, mitten in den Schreck-nissen des Krieges, wahrhaft eine Stätte der Ruhe und des Friedens. Hier waren die Hütten gebaut, nach denen seit dem Tage der Verklärung Christi der Mensch sich sehnt und die zu bewohnen ihm verwehrt ist. Auch mir wie Hans war es verwehrt, in dieser Oase des Friedens zu verweilen, wie sehr glich sich darin unser Schicksal. Noch am Abend fuhr ich mit dem Ziel Saarbrücken weiter.

Als ich ein halbes Jahr später wieder auf der Karlshöhe ein-traf, war der Krieg beendet und Hans tot. Noch einmal hatte er am Karsamstag 1945 kurz auf der Karlshöhe gewilt, dann war er, als der Kreis der alliierten Truppen um den Spessart sich zu schliessen begann, auf der einzigen, noch offenen Straße weitergefahren, seiner Neigung zuwider, seiner Pflicht zuliebe und seinem Untergang ent-gegen. Mit dem Restbestand des Reichswirtschaftsministeriums ver-brachte er die folgenden Wochen in Bad Wiessee, wo er in der Villa des Bruders des Dirigenten Furtwängler sich einquartiert hatte. Täglich tauschte er seine Gedanken aus mit seinem Schwager Harald Dohrn, dem Sohn des Begründers des Neapler Meeresmuseums. Harald Dohrns Schwiegersohn Christl Probst hatte sich im Frühjahr 1943 an Münchener Studentenunruhen beteiligt und den Tod durch das Fall-beil gefunden. Als zwei Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner die in München gebildete Befreiungsregierung um Unterstützung bat, stellte Hans ihr seinen Dienstwagen zur Verfügung. Am folgenden Tage wurden er und Dohrn vormittags 1/2 8 Uhr auf Befehl der Gauleitung, die in München noch einmal ans Ruder gekommen war, verhaftet, nach Mün-chen verbracht und nachmittags 1/2 5 Uhr im Perlacher Forst unweit des Zuchthauses Stadelheim von hinten erschossen. Ihre sterblichen Überreste, von den Mördern im Walde unbeerdigt zurückgelassen, ruhen nun auf dem Perlacher Friedhof, unweit der Mordstelle und unweit des Grabes von Christl Probst und seiner Kommilitonen, deren Opfer-tod dem seinen vorangegangen war.

Es ist, als bewähre auch sein Tod seine reinigende und läuternde Kraft, als seien die Schlacken, die seiner irdischen Wanderschaft

anhalteten, abgefallen und als stehe das reine Bild seines männlich starken Geistes und seiner durch tausend Verwandlungen um das Wesen der Dinge strebend bemühten Seele in ihrer eigenen inneren Leuchtkraft, aber überstrahlt von göttlicher Gnade, vor den Augen der Überlebenden. Und wenn es auch ihm nicht erspart blieb, seinen Pakt mit den Mächten der Welt zu schliessen (von denen manche sagen, daß sie die Mächte des Bösen seien), so mag sein Opferzod, auch wenn es ein unfreiwilliger war, sein Leben entschuldigen haben. Und welches andere Ende hätte seinem jähren und unaufhaltsamen Wollen, seinem sturmvollen Abenteuerdrang, seiner leidenschaftlichen Entdeckungssucht, seinem Sinn für das Tragische in der Geschichte und im Menschenleben besser angestanden als das seine? Wogen nicht die wenigen Stunden, die er in seiner Einzelhaft in der Zwiesprache mit Gott und im Angesicht der letzten Dinge verbrachte, die qualvollen Minuten, die er durch den Felslacher Forst seinen schussbereiten Märschern voranschritt, die Irrungen seines ganzen Lebens auf? Die Gläubigkeit seiner Kindheit blieb ihm als kostbares Gut für seine Todesstunde erhalten. Wie oft hatte er seine sichere und nicht fehlgreifende Hand ausgestreckt nach den Gütern des Lebens, nun aber gehörte er zu jenen, denen vergönnt ist, daß Himmelreich mit Gewalt an sich zu reißen. Und es ist tröstlich zu wissen, daß er Mut besass, jenen Mut, der der Überschuss der moralischen Kräfte über die angeborene Lebensangst ist (die auch ihm nicht fremd war) und den er in allen Lebenslagen bewährt hatte. So hätte auch er in Erwartung des Endes mit dem Stendhal'schen Helden wohl sprechen können: "Welch ein Glück, ich habe Mut."

Dr. Hermann K o p f

Weihnachten 1945

Institutsbibliothek	
28P5 25	P8/88df

Institut für Zeitgeschichte

anstetern, abgefallen und als stehe das reine Bild seines  
 männlich starken Geistes und seiner durch tausend Verwandlungen  
 um das Wesen der Dinge strebend bemühten Seele in ihrer eigenen  
 inneren Innigkeit, aber Überströmung von göttlicher Gnade, vor  
 den Augen der Überlebenden. Und wenn es auch ihm nicht erspart  
 blieb, seinen Fekt mit den Mächten der Welt zu schließen (von  
 denen manche sagen, das die Mächte des Bösen seien), so mag  
 sein Opfer, auch wenn es ein unwillkürlicher war, sein Leben  
 erlöhnt haben. Und welche andere Lade hätte seinen Jähren und un-  
 erhaltbaren Wollen, seinen sturmvollem Abenteuer, seiner  
 leidenschaftlichen Entdeckungswelt, seinem Sinn für das Tragische  
 in der Geschichte und im Menschenleben besser angestanden als  
 das seine? Wogen nicht die wenigen Stunden, die er in seiner  
 Einsamkeit in der Zweisprache mit Gott und im Angesicht der letzten  
 Dinge verbrachte, die qualvollen Minuten, die er durch den Fer-  
 lacher Forst seines schmerzhaften Händchens voranschritt, die  
 Irrungen seines ganzen Lebens auf die Glimplichkeit seiner Kind-  
 heit blieb ihm als kostbares Gut für seine Todesstunde erhalten.  
 Wie oft hatte er seine sichere und nicht fehlgriffende Hand aus-  
 gestreckt nach dem Gütern des Lebens, nun aber gehörte er zu jenen,  
 denen vergönt ist, das Himmelreich mit Gewalt an sich zu lassen.  
 Und es ist trübselig zu wissen, das er hat besess, jenen Mut,  
 der der Übersehens der menschlichen Kräfte über die angebotene  
 Lebensangst ist (die auch ihm nicht fremd war) und den er in  
 allen Lebenslagen bewährt hatte. So hätte auch er in Erwägung  
 des Lebens mit dem Ständel schon Leiden wohl sprechen können:  
 "Welch ein Glück, ich habe mich..."

Dr. Hermann K o p f

Weihnachten 1942

Institut für Zeitgeschichte	
ARCHIV	
Nr. 7688/89	Bl. 25 2485
Kop.	Ed. Rn